Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 265. Bromberg, den 29. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von **Fritz Strauß.**

(19. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Unser Stamm schmückt sich. Aus einem der vielen Winkel des unergründlichen Hauses werden die fabelhaftesten Dinge herausgekramt. Männer, Frauen und Kinder drücken sich Federkronen aufs edle Haupt. Eine ganze Sinfonie schillernder Farben, am häufigsten brennendes Hellorange. Zum Teil sind die Federn in ihrer natürlichen Länge verwendet, zum Teil gleichmäßig gestutzt. Über der Stirn steigt eine ausgewählt lange, mit den Farben der übrigen scharf kontrastierende Ararafeder steil in die Höhe. Aus der Gleichmäßigkeit des Schmuckes unseres Stammes mit dem unserer Gäste schließe ich, daß die Stämme zusammengehören oder verwandt miteinander sind. Der einzige, der nichts aufzusetzen hat, bin ich. Das darf nicht sein. Eifrig studiere ich nach einem Ersatz. Mein Cowboyhut wäre nicht übel. Auch ein Turban ginge aus einer Unterhose. Ich habe eine wunderschöne kurze rotgestreifte. Meine vorsorgliche Mutter hatte sie mir mitgegeben. Sie stammt von meinem Großvater aus seiner Kadettenzeit und hat schon den Siebziger Krieg mitgemacht. Seit Jahrzehnten war sie zur Disposition gestellt. Oder soll ich einen meiner Gummisäcke aufsetzen? — Ich glaube, die Unterhose ist schöner. Irgend etwas muß ich haben. Das steht bombenfest. Da erscheint Schiggi-Schiggi und überhebt mich weiteren Nachdenkens. Sie trägt einen Kopfputz in der Hand aus zitronengelben Webervogelfedern mit einer purpurroten Ararafeder in der Mitte und setzt ihn mir auf den Kopf. Ha! Leo, hier herrscht Ordnung. Ich habe eine Mordsfreude und bin stolz wie ein Pfau. Schiggi-Schiggi ist gleich wieder davongelaufen. Sie hat es furchtbar notwendig. Ich folge ihr zu den Frauen. Sie hängen sich ganze Bündel bunter Ketten aus getrockneten Samenkörnern um den Hals und spannen sie unter ihre Brüste. Eine Menge Spangen aus dem gleichen Material zieren Handgelenke und Oberarme. Nirgends entdecke ich Gegenstände aus Metall. Dann malen sie sich gegenseitig mit spitzen Ästen aus einem großen Topf mit blauer Farbe eckige Mäander auf das Kinn. Zum Schluß stecken sie sich kleine rote Federbüschel in Nase und Ohren und lange dünne Holzstäbchen an Ober- und Unterlippe. Mit Ausnahme der älteren Frauen, die braungelbe Rindenhemden anziehen, bleiben alle nackt. Auch die Männer tragen zum Teil Halsschmuck und Ketten, aber aus Affenzähnen. Unser Häuptling sticht alle aus. Sein Kopfschmuck ist ein Kunstwerk, sein Halsschmuck aus sechs Reihen Affenzähnen mit seiner schillernden Federnpracht die Arbeit von Jahren. Von beiden Schultern wehen ihm wie weiße Schlangen weiche Gehänge aus Adlerflaum. Der gute Mann in seinem Häuptlingsstaat wäre in der Tat ein Bild von wilder, seltsamer Schönheit, wenn er nicht auf die unglückseligste aller Ideen gekommen wäre und ausgerechnet die ganze Herrlichkeit über mein Hemd und meine Hose angezogen hätte. Er sieht wahnsinnig aus. Aber es gefällt ihm, und das ist die Hauptsache. Lassen wir ihm also sein Vergnügen. Es geht uns ohnedies nichts an.

Als der Stamm wieder unter seine Gäste tritt, neigt sich der Tag. Kaum ist er erloschen, beginnt der Tanz. Alles ordnet sich in zwei lange Reihen. Eine Reihe Männer, eine Reihe Frauen. Auf Armeslänge steht man sich gegenüber. Außer dem Orchester fehlt niemand. Auch die Kinder nehmen ausnahmslos daran teil. Die Babys hängen, in Binden aus Baumrinde gewickelt, den Frauen, die sie mittels eines breiten Stirnbandes tragen, auf dem Rücken; die übrigen, sofern sie noch nicht laufen können, werden mit gespreizten Beinen auf die Hüften gesetzt und mit der Hand gehalten. Sie sind mäuschenstill und scheinen die Prozedur schon zu kennen.

Wie auf ein unsichtbares Kommando hin setzt sich alles gleichzeitig in Bewegung. Ich mich auch. Daß ich bei dieser feierlichen Amtshandlung nicht fehlen darf, ist doch klar. Es ist übrigens tadellos gegangen. Den Tanz habe ich in den eleganten Gesellschaftsräumen der Heimat ja oft genug gesehen. Es ist der Urshimmy. So leid es mir tut, meine Damen und Herren, aber Sie machen den Wilden Konkurrenz. Und leider muß ich obendrein noch gestehen: er hat mir hier unvergleichlich besser gefallen. Meine Indianerfreunde tanzen fast ausschließlich auf der Stelle; mitunter nähern sich die beiden Reihen einander und gehen dann wieder auseinander, aber nur immer bis auf Armeslänge. Dazwischen hinein dreht man sich auch einmal, nicht öfters, im Kreise, aber nicht geschlossen, sondern einzeln und ganz nach Geschmack beliebig und auffallend langsam. In Aktion sind eigentlich nur die Beine. Körper und Arme behalten ihre natürliche Lage. Der Tanz ist eine durchaus ernste Betätigung, dem man schweigend und mit andächtigem Gesichtsausdruck obliegt. Trommel und Flöte begleiten im gleichen Rhythmus und mit der gleichen Melodie, die tagsüber das Fest verschönt hat.

Eine halbe Stunde lang schlenkere ich im Takt meine Beine hin und her. Dann ist mein Bedarf mehr wie gedeckt. Das starke Getränk greift sachte in mein Selbstbestimmungsrecht über die Handhabung des Gleichgewichts ein; mein Kopf hat bereits eine ansehnliche Schwere, und die erwartete Gehirnerweichung macht sich ebenfalls schon leise bemerkbar. Seit mindestens sieben Stunden quiekst zum monotonen Tam-taratamtam-tam-taratamtam der Trommel dieses Marterinstrument von einer Flöte. Ich lege mich seitwärts auf den Boden und werde zum stillen Beobachter. Inmitten des freien Platzes von den Feuern im Halbkreis umgürtet: der Tanz. Glimmende Gluten und flackernde Flammen peitschen die Nacht in rot glühendes Licht. Ein heller Schein ergießt sich über den Boden hin; zitternde Reflexe spielen auf den Stämmen der Bäume, haschen nach den Wänden und dem Dach des Hauses und zucken auf braunen glänzenden Menschenleibern. Leuchtende Lohe greift nach den Spangen der Arme, nach grellbunten Gehängen um braune Brüste, nach langen baumelnden Halsketten. Leuchtende Lohe hebt sich gleich einer sturmgeborenen Riesenwelle im Meer und zerstiebt irgendwo hoch an den Grenzen der Nacht. In leuchtende Lohe getaucht wogt lautlos der Tanz. Dunkle Gestalten — rot überrieselte Arme — wilde Gesichter von Blitzen erhellt — Körper kaum geahnt in Finsternis versunken — andere taghell erleuchtet, jählings wechselnd in Schatten und Licht, unaufhaltsam in Bewegung, ewig im Fluß, von schwankendem Taumel erfaßt. — Und darüber, in tausend Farben und Funken sprühend, entfesselt: Feuer! Aus blitzenden blauen, mattrosa und lodernd gelben züngelnden Flämmchen schießen purpurrote und orangefarbene Flammen hoch, schmal wie Dolche, bald senkrecht und starr, bald bebend wie Ähren im Wind, bald ziellos zuckend und wild: der Federnschmuck der Häupter, der selber zum rasenden Brand wird in diesem Bacchanale der Gluten.

Hoppla! Ein kleiner Affe ist neben mir ins Tschitschafaß gefallen und brüllt, als ob er am Spieß stecken würde. Aber schon hat ihn ein größerer am Schlawittich und wirft ihn in hohem Bogen, laut schimpfend, durch die Luft. Dann steckt er seine Hand in das Faß und schleckt sie ab, erst flüchtig mit einer einzigen unvergleichlichen Bewegung, alle fünf Finger auf einmal, dann sehr bedächtig und eingehend jeden einzelnen für sich noch einmal extra. Ein anderer hat sich einer Schale bemächtigt, trinkt sie leer und wirft sie dann mit einer Gebärde gelangweilter Gleichgültigkeit hinter sich. Diese Vorfälle veranlassen mich zu einer kleinen Wanderung über den Platz. In der Tat lohnt es sich, und ich sehe Bilder, die mein Herz mit aufrichtiger Freude erfüllen. Das gesamte Viehzeug ist bei der Arbeit und hält ein Sondergelage ab. Vor einer halb gefüllten Schale haben drei Araras einen Verein gegründet. Sie sitzen reglos um sie herum und sind ganz benommen von dem Glück ihres Anblickes. Dann und wann steckt einer seinen Schnabel in das köstliche Getränk und hebt den Blick zum Himmel, auf daß kein Tropfen seinen Weg verfehle. Wenn das auf die Dauer nur gut geht. Im Hintergrund der friedlichen Zecher schnüffelt ein Techon am Boden herum. Es scheint gleich mir um das fernere Wohlergehen der bunten Vögel besorgt zu sein. Denn plötzlich setzt es sich in Bewegung, schießt auf den Verein los, daß er entsetzt nach drei Seiten auseinander flattert und wirft mit der Vorderpfote die Schale um. In meiner Ahnungslosigkeit denke ich an ein blindes Walten des Zufalls, muß aber zu meinem Leidwesen entdecken, daß Habgier das Leitmotiv ist. Kaum netzt die Flüssigkeit die Erde, stürzt sich die Bestie mit aufgestülpter Nase laut zwitschernd darüber her und schleckt und leckt und schmatzt und wühlt mit seinem Rüssel zuletzt auch noch den Boden auf. Die drei Araras haben sich inzwischen getröstet und sitzen wieder friedlich um eine andere Schale versammelt. Am tollsten sind die Affen hinter dem Getränk her. Ich beobachte einen schon geraume Zeit. Er hockt auf dem Rande eines Tschitschabehälters und versucht krampfhaft, aus ihm zu trinken. Mit hoch gehobenem Hintergestell, den Schwanz senkrecht wie eine Telegraphenstange in die Luft gestreckt, beugt er sich in die Öffnung hinein, mindestens ein dutzendmal. Aber es geht nicht. Eine Weile sitzt er ganz still, dreht den Kopf seitwärts hoch, macht ein zum Schreien komisches, pfiffiges Gesicht und denkt nach. Es scheint ihm aber nichts eingefallen zu sein, und er steckt von neuem den Kopf in die Öffnung. Selbstverständlich mit dem gleichen Mißerfolg wie vorher. Da packt ihn eine fürchterliche Wut. Er schüttelt wild sein Haupt, schneidet haarsträubende Grimassen, schimpft und reißt wütend mit beiden Händen am Faß. Ich setze mich in seine Nähe und fülle eine Schale. Interessiert folgt er jeder meiner Bewegungen. Die volle Schale stelle ich neben mich und schaue auf die andere Seite, ohne ihn jedoch aus den Augen zu lassen. Im nächsten Augenblick ist er, wie nicht anders zu erwarten, verschwunden. Jetzt heißt es Achtung geben. Unauffällig wende ich mich wieder auf die Seite, wo die Schale steht und behalte sie scharf im Auge. Nichts rührt sich. Auf einmal schiebt sich eine Hand vorsichtig hinter meinem Rücken hervor und greift heimlich nach meinem Trinkgefäß. Ehe sie ihr Ziel erreicht hat, nehme ich die Schale wie von ungefähr weg und markiere das Trinken. Dann stelle ich sie wieder auf den alten Platz. Der kleine Scherz wiederholt sich mehrere Male, und zwar mit zunehmender Schnelligkeit. Affen sind schlaue Brüder. Der Gauner hinter meinem Rücken merkt ganz genau, daß ich ihn foppen will. Er gibt das Fangspiel auf, hüpft gemütlich in den Vordergrund, setzt sich dicht neben die Schale, und — schwupp! —hat er sie auch schon in der Hand. Ich will sie ihm entreißen. Er macht einen Satz, wobei er natürlich die Hälfte verschüttet — setzt schnell zum Trinken an — ebenso schnell streckt sich mein Arm — aber jetzt habe ich dich, du Luder! — Jawohl! Die Schale fliegt mir an den Kopf, und haben tu' ich nichts.

Die Affen sind das Geschenk einer fröhlichen Stimmung des lieben Gottes, sie sind der gute Witz der Schöpfungsgeschichte. Was bleibt einem da anders übrig als zu lachen!

Durch die Blätter der Bäume und Lianen fallen silberne Strahlen. Immer noch wogt der Tanz, seit Stunden. Er endet erst, als die Scheibe des Mondes hoch und frei überm Urwald hängt. Ein Glanz ist ringsum gebreitet, mattschimmernd wie Perlen und wie Seide so weich. Der Atemhauch des Feuers verblaßt unter ihm und wandelt sich in fahlgraues Licht, und bläulich weiße Nebel umspinnen das Geleucht der Farben. Nur die Gluten unter den Feuern, aus denen violette und dunkelgelbe Flammen schlagen, glimmen weiter in brennendem Rot. Das einzig Faßbare in der geisterhaften Unwirklichkeit dieser seltsam verwehenden Nacht.

Meine Indianer merken es nicht. Sie unterbrechen völlig unvermittelt den Tanz und nehmen ihre alten Pläze wieder ein. Ihr Durst ist ins Ungemessene gewachsen. Schale um Schale taucht ins Faß, Schale um Schale hebt sich zum Munde. Abgehackte rauhe Kehllaute gurgeln auf, Schreie jagen dazwischen hinein, Arme heben sich, Hände durchschneiden die Luft, heftig, rasch. Das starke Getränk benebelt die Sinne und weckt die Wildheit im Blute. Zwei unserer Gäste aus der Gruppe neben uns handhaben Trommel und Flöte. Die Flöte schrillt entsetzlich, und die Hände des Trommlers sausen unbarmherzig auf das Fell nieder. Man könnte verrückt dabei werden. Was Nerven sind, scheinen diese Menschen nicht zu wissen. Ich erwäge ernstlich, ob ich mich nicht ins Haus zurückziehen soll. Ach was, es hat ja doch keinen Zweck. Also bleibe ich.

Da tritt plötzlich einer der fremden Indianer aus dem Urwald hervor — und führt Amigo an der Mähne mit sich. Meine Vermutung von vorher bestätigt sich. Sogar den Aufenthalt des Caballo und der Mulas hat man den Gästen haarklein mitgeteilt. Auch daß sie ungefährlich sind, hat man nicht zu erwähnen vergessen; immerhin muß es ein schneidiger Kerl gewesen sein, der sich an die ihm fremden Tiere heranwagt. Sie nächtlich in der Pampa aufzustöbern, das nackte Pferd zu fassen und an der Mähne zum Haus durch den Urwald zu führen, ist eine echte indianische Glanzleistung.

Der Indio strahlt übers ganze Gesicht, als er Amigo zu mir heranführt, deutet auf mich und auf den Rücken des Caballos. Ich gehe ins Haus, um Sattel und Zaumzeug zu holen. Schiggi-Schiggi gesellt sich ungerufen zu mir und hilft mir tragen. Die Wilden bilden einen großen Kreis, und dann reite ich ihnen zwischen den flackernden Feuern mein Schlachtroß in allen Gangarten vor. Amigo tänzelt und scheut zuweilen an einem knatternden Ast, an einer aufzüngelnden Flamme, an einem huschenden Schatten, und die Zuschauer haben allen Grund, sich über den Zirkus zu freuen. An der Totenstille, die herrscht, erkenne ich auch, daß sie es tun. Nach der Vorstellung wird wieder abgesattelt, Amigo bekommt den obligaten Klaps und entfernt sich schleunigst wieder. Die Wilden sind darüber völlig perplex und starren sprachlos auf die Stelle, an der das Pferd im Urwald verschwand.

Der Mond ist abwärts gestiegen in seiner Bahn; neu entfacht lodern die Feuer. Wirr im Kopf von dem Lärm, der mich umbrandet, sitze ich neben unserem Häuptling. Seine Augen glühen, er fuchtelt seinem Nachbarn im Tigerfell mit beiden Händen vor dem Gesicht herum und stößt Laute aus, die mehr tierisch wie menschlich sind. Der andere antwortet, noch wilder in seinen Bewegungen, noch fesselloser im Gebrüll. Mir wird es angst und bange, und ich fürchte, daß es noch Mord und Totschlag gibt. Da stehen sie auf und werfen wilde durchdringende Schreie mitten in das Getöse. Es scheint das Zeichen zu irgendeiner neuen Unternehmung zu sein. Allenthalben wird es lebendig. Männer und Frauen erheben sich. Die vordem so scharf gezogenen Grenzen werden verwischt, alles wimmelt kunterbunt durcheinander. Es währt indes nicht lange, dann löst sich das Gewirr in lauter kleinere Trupps auf, die sich nebeneinander auf den Boden legen. Der ganze Tanzplatz ist ein großes Menschengewühl. Nur die Kinder und die alten Frauen bleiben nach wie vor auf ihren Plätzen. Der größte Teil der Kinder schläft bereits. Aufrichtig beneide ich sie um diese Kunst. Die alten Frauen bewachen die von ihren Müttern abgelegten Babys.

Entgeistert sitze ich da und starre auf diesen grotesken Ausbruch ungebändigter Kraft. Ein Glanz von Halsketten, Spangen und Gehängen zuckt auf, ein Geblitze von Farben blendet mein Auge. Rot wie Blut glüht die Ararafeder vom Kopfputz des Häuptlings, Arme greifen gespensterhaft in die Nacht, irgendwo leuchtet ein Tigerfell auf, vom Rubinschein flackernder Feuer umspielt. Aus Gewühl und Bewegung und tausend flüchtigen Einzelheiten formt sich ein einziges, sprühendes, glutdurchzischtes, sinnverwirrendes Bild. Grenzenlos von Ausmaß, betäubend in seiner Urgewalt, furchtbar in seiner Raserei. Und die Trommel dröhnt, und die Flöte schrillt. Wahnsinn regiert die Stunde.

Wo ist Schiggi-Schiggi, fährt es mir plötzlich durch den Sinn. Sie ist doch meine Frau, und soweit ich bisher beobachten konnte, wird das Besitzrecht in unserem Stamme streng gewahrt. Ich mache mich auf und suche sie bei den alten Weibern. An einem Stamme lehnend finde ich sie. Sie spielt mit einem großen Papagei und schaut mich bei meinem Erscheinen unterwürfig an mit ihren großen Augen. Ich setze mich an ihre Seite und streichle den Papagei. Das scheint sie zu freuen. Sie greift das Tier unter den Flügeln und setzt es mir auf den Schoß. Herrgott, was sind das bloß für Menschen? Es müssen Menschen und Tiere in einer Person sein. Anders kann ich es mir einfach nicht erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(20. Fortsetzung.)

„Weiß Gott, Ihr habt recht", sagte der Zerlumpte; „es ist nicht mehr, wie früher, wo man ein freies Wort sprechen und singen durfte beim Wein in der Trinkstube; da muß man immer umschauen, ob nicht dort ein Herzoglicher und auf der anderen Seite ein Bündler sitzt; aber den letzten Vers will ich noch singen, trotz Bayern und dem Schwabenbund:

Es steht eine Eich' im Schönbuchwald,
Gar breit in den Ästen und hoch gestalt't;
Die wird zum Zeichen Jahrhunderte stahn;
Dort hing der Herzog den Hutten dran."

Er hatte ausgesungen, das Gespräch der Bürger sank jetzt zum Geflüster herab, und Georg glaubte zu bemerken, daß sie über ihn ihre Glossen machten. Auch die freundliche Wirtin schien neugierig, zu wissen, wen sie in ihrem Erkerlein beherberge. Sie setzte die Speisen, die sie ihm bereitet hatte, vor ihn hin, nachdem sie ein schönes Tafeltuch über den runden Tisch ausgebreitet hatte. Dann nahm sie selbst an der entgegengesetzten Seite Platz und befragte ihn, wiewohl sehr bescheiden, über das Woher? und Wohin?

Der junge Mann war nicht gesonnen, ihr über den eigentlichen Zweck seiner Reise genaue Auskunft zu geben. Das Gespräch der Gäste an der langen Tafel hatte ihn belehrt, daß es hier nicht minder gefährlich sei, zu gar keiner Partei zu gehören, als sich für irgendeine bestimmt zu erklären, er sagte daher, er komme aus Franken und werde noch weiter hinauf ins Land, in die Gegend von Zollern reisen, und schnitt somit jede weitere Frage ab; denn die Wirtin war zu bescheiden, als daß sie sich den Ort, wohin er gehe, noch näher hätte bezeichnen lassen. Es schien ihm aber eine gute Gelegenheit, sich nach Marien zu erkundigen, denn er war glücklich, wenn ihm die Wirtin zum goldenen Hirsch auch nur ihren Namen nennen, nur den Saum ihres Kleides beschreiben würde. Er fragte daher nach den Burgen umher und nach den ritterlichen Familien, die in der Nachbarschaft wohnen.

Die Wirtin schwatzte gerne. Sie gab ihm in weniger als einer Viertelstunde die Chronik von fünf bis sechs Schlössern aus der Gegend, und bald kam auch Lichtenstein an die Reihe. Der junge Mann holte tiefer Atem bei diesem Namen und schob die Schüsseln weit hinweg, um seine Aufmerksamkeit ganz der Erzählerin zu widmen.

„Nun, die Lichtensteiner sind gar nicht arm, im Gegenteil, sie haben schöne Felder und Wälder, und keine Rute Landes verpfändet: Da ließe sich der Alte lieber seinen langen Bart abscheren, obgleich er gar viel darauf hält und ihn immer streichelt, wenn er mit den Leuten spricht. Er ist ein strenger, ernster Mann. Was er einmal haben will, das muß geschehen, und sollte es biegen oder brechen. Er ist auch einer von denen, die es so lange mit dem Herzog hielten. Die Bündischen werden es ihm übel entgelten lassen."

„Wie ist denn seine . . ., ich meine, Ihr sagtet, er habe eine Tochter, der Lichtensteiner?"

„Nein", antwortete die Wirtin, indem sich ihr sonst so heiteres Gesicht in grämliche Falten zog, „von der habe ich gewiß nicht gesprochen, daß ich es wüßte. Ja, er hat eine Tochter, der gute alte Mann, und es wäre ihm besser, er führe kinderlos in die Grube, als daß er aus Jammer über sein einziges Kind abfährt."

Georg traute seinen Ohren nicht. Was konnte die Wirtin gerade von Marien so Arges denken, daß sie den Vater glücklich pries, wenn er dieses Kind nicht hätte? „Was ist es denn mit diesem Fräulein", fragte er, indem er sich vergebens abmühte, recht scherzhaft auszusehen; „Ihr macht mich neugierig, Frau Wirtin. Oder ist es ein Geheimnis, das Ihr nicht sagen dürft?"

Die Frau zum goldenen Hirsch schaute aus dem Erker heraus nach allen Seiten, ob niemand lausche. Aber die Bürger waren ruhig in ihrem Gespräch begriffen und achteten nicht auf sie, und sonst war niemand in der Nähe, der sie hören konnte. „Ihr seid ein Fremder", hub sie nach diesen Forschungen an, „Ihr reiset weiter und habt nichts mit dieser Gegend zu schaffen, darum kann ich Euch wohl sagen, was ich nicht jedem vertrauen möchte. Das Fräulein dort oben auf dem Lichtenstein ist ein — ein — ja bei uns Bürgersleuten würde man sagen, sie ist ein schlechtes Ding, eine lose Dirne —"

„Frau Wirtin!" rief Georg.

„So schreiet doch nicht so, verehrter Herr Gast, die Leute schauen sich ja um. Meinet Ihr denn, ich sage, was ich nicht ganz gewiß weiß? Denkt Euch, alle Nacht Schlag elf Uhr läßt sie ihren Liebsten in die Burg. Ist das nicht schrecklich genug für ein sittsames Fräulein?"

„Bedenket, was Ihr sprechet! Ihren Liebsten?"

„Ja leider, nachts um elf Uhr ihren Liebsten. Es ist eine Schande und ein Spott! Es ist ein ziemlich großer Mann, der kommt, in einen grauen Mantel gehüllt, ans Tor. Sie hat es zu machen gewußt, daß zu dieser Zeit alle Knechte vom Tore entfernt sind, und nur der alte Burgwart, der ihr auch in ihrer Kindheit zu allen losen Streichen half, um den Weg ist. Da kommt sie nun allemal, wenn es drüben in Holzelfingen elf Uhr schlägt, selbst herunter in den Hof, die Nacht mag so kalt sein, als sie will, und bringt den Schlüssel zur Zugbrücke, den sie zuvor ihrem alten Vater vom Bette stiehlt. Dann schließt der alte Sünder, der Burgwart, auf, die Brücke fällt nieder, und der Mann im grauen Mantel eilt in die Arme des Fräuleins."

„Und dann?" fragte Georg, der beinahe keinen Atem mehr in der Brust, kein Blut mehr in den Wangen hatte, „und dann?"

„Ja, dann wird Braten, Brot und Wein geholt. So viel ist gewiß, daß der nächtliche Liebste einen ungeheuren Hunger haben muß, denn er hat in mancher Nacht einen halben Rehziemer rein aufgezehrt und zwei, drei Nösel Wein dazu getrunken. Was weiter geschieht, weiß ich nicht. Ich will nichts vermuten nichts sagen, aber das weiß ich", setzte sie mit einem christlichen Blick gen Himmel hinzu, „beten werden sie nicht."

Georg schalt sich nach kurzem Nachdenken selbst aus, daß er nur einen Augenblick gezweifelt habe, daß diese Erzählung eine Lüge, von irgendeinem müßigen Kopf ersonnen sei. Oder wenn auch etwas Wahres daran wäre, so konnte es doch nichts sein, das Marien zur Unehre gereicht hätte.

Wenn es wahr ist, daß die Liebe eines Jünglings in den guten alten Zeiten zwar nicht weniger leidenschaftlich war als in unseren Tagen, aber mehr den Charakter reiner anbetender Ehrfurcht trug, daß nach der Sitte der Zeit die Geliebte nicht auf gleicher Stufe mit ihrem Verehrer, sondern um eine höher stand, wenn wir den romantischen Erzählungen alter Chroniken und Minnebücher trauen dürfen, die so viele Beispiele aufführen, daß sich edle Männer, wenn sie in Liebe sind, für die Treue und Reinheit ihrer Dame auf der Stelle totschlagen lassen, so ist es nicht zu verwundern, daß Georg von Sturmfeder, wenigstens auf diese Indizien hin, von Marien nichts Schlechtes denken konnte. So rätselhaft ihm selbst jene nächtlichen Besuche vorkommen mochten, so sah er doch klar, es sei weder bewiesen, daß der Vater nichts darum wisse, noch daß der geheimnisvolle Mann gerade ein Liebhaber sein müsse. Er trug diese Zweifel auch seiner Wirtin vor.

„So? Meint Ihr, der Vater wisse um diese Geschichte?" sprach sie. „Dem ist nicht so. Sehet, ich weiß das gewiß, denn die alte Rosel, die Amme des Fräuleins —"

„Die alte Rosel hat es gesagt?" rief Georg unwillkürlich. Ihm war ja diese Amme, die Schwester des Pfeifers von Hardt, so wohlbekannt. Freilich wenn diese es gesagt hatte, war die Sache nicht mehr so zweifelhaft. Denn er wußte, daß sie eine fromme Frau und dem Fräulein sehr zugetan war.

„Ihr kennt die alte Rosel?" fragte die Wirtin, erstaunt über den Eifer, womit ihr fremder Gast nach dieser Frau fragte.

„Ich? Sie kennen? Nein, erinnert Euch nur, daß ich heute zum erstenmal in diese Gegend komme. Nur der Name Rosel fiel mir auf."

„Sagt man bei Euch nicht so? Rosel heißt Rosina bei uns, und so nennt man die alte Amme in Lichtenstein. Nun seht, diese hält viel auf mich und kommt hie und da zu mir, dann koche ich ein süßes Weinmüschen, das sie für ihr Leben gerne ißt, und zum Dank vertraut sie mir allerlei Neues. Von ihr habe ich auch, was ich Euch sagte. Der Vater weiß gar nichts von diesen nächtlichen Besuchen, denn er geht schon um acht Uhr zu Bette. Die Amme schickte das Fräulein jedesmal um acht Uhr in ihre Kammer. Das fiel nun nach ein paar Tagen der guten Rosel auf. Sie stellte sich, als gehe sie zu Bette, und siehe da, was geschieht? Kaum ist alles ruhig im Schloß, so macht das Fräulein, das sonst keinen Span anrührt, eigenhändig ein Feuer auf den Herd, kocht und bratet, was sie kann und weiß, holt Wein aus dem Keller, holt Brot aus dem Schrank, und deckt in der Herrenstube den Tisch. Dann schaut sie zum Fenster hinaus in die kalte schwarze Nacht, und richtig, wenn es drüben elf Uhr schlägt, rasselt die Zugbrücke nieder, der nächtliche Geselle wird eingelassen, und geht mit dem Fräulein in die Herrenstube. Sie hat auch schon gehorcht, die Rosel, was wohl drinnen vorgehe, aber die eichenen Türen sind gar dick. Dann lugte sie auch einmal durchs Schlüsselloch, sah aber nichts als den Kopf des Fremden."

„Nun, und ist er schon alt? Wie sieht er aus?"

„Alt? Wo denket Ihr hin! Die sieht mir auch danach aus, daß sie es mit einem Alten hätte! Jung ist er und schön, wie mir die Rosel sagt. Er hat einen dunklen Bart um Mund und Kinn, schönes gerolltes Haar auf dem Kopf, und sah recht freundlich und liebreich aus."

„Daß ihm der Satan den Bart Haar für Haar auszwicke!" murmelte Georg, und strich mit der Hand über das Kinn, das noch ziemlich glatt war. „Frau! besinnt Euch, habt Ihr denn dies alles so recht gehört von der Frau Rosel? Hat sie dies alles so gesagt? Machet Ihr nicht noch mehr dazu?"

„Gott bewahre mich, daß ich über jemand lästere! Da kennt Ihr mich schlecht, Herr Ritter! Das alles hat mir Frau Rosel gesagt, und noch mehr hat sie vermutet und mir ins Ohr geflüstert, was eine ehrliche Frau einem schönen jungen Herrn nicht wieder sagen kann. Und denket Euch, wie recht schlecht das Fräulein ist, sie hat noch einen anderen Liebhaber gehabt, und dem ist sie also untreu geworden!"

„Noch einer?" fragte Georg aufmerksam, denn die Erzählung schien ihm mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit zuzunehmen.

„Ja, noch einen. Es soll ein gar schöner, lieber Herr sein, sagte mir die Rosel. Sie war mit dem Fräulein einige Zeit in Tübingen, und da war ein Herr von — von — ich glaube, Sturmfittich heißt er — der war auf der hohen Schule. Und da lernten sich die beiden Leutchen kennen, und die Amme schwört, es sei nie ein schmuckeres Paar erfunden im ganzen Schwabenland. Sie hat ihn auch ganz schrecklich lieb gehabt, das ist wahr, und sei sehr traurig gewesen um ihn, als sie von Tübingen ging. Nun ist sie dem armen Jungen untreu geworden, das falsche Herz, und die Amme heult, wenn sie nur an den schönen, treuen Herrn denkt. Er soll noch viel, viel schöner gewesen sein, als der, den sie jetzt hat."

„Frau Wirtin, wie oft lasset Ihr mich denn klopfen, bis ich einen vollen Becher bekomme," rief der fette Herr aus der Trinkstube heraus; denn die Frau Wirtin hatte über ihrer Erzählung alles übrige vergessen.

„Gleich, gleich!" antwortete sie und flog an den Schenktisch hin, den durstigen Herrn mit seiner besseren Sorte zu versehen. Und von da ging es zum Keller, und Boden und Küche nahmen sie in Anspruch, so daß der Gast im Erker gute Weile hatte, einsam über das, was er gehört hatte, nachzusinnen.

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß er da und schaute unverrückt in die Tiefe seines silbernen Bechers. So saß er am Nachmittag; so saß er am Abend. Die Nacht war schon lange eingebrochen, und er saß noch immer so hinter dem runden Tisch im Erker, tot für die Welt umher, nur hin und wieder verriet ein tiefes Seufzen, daß noch Leben und Empfindung in ihm sei. Die Wirtin wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte. Sie hatte sich wenigstens zehnmal neben ihn gesetzt, hatte versucht, mit ihm zu sprechen, aber er hatte ihr gedankenlos mit starren Augen ins Gesicht geschaut und nichts geantwortet. Es war ihr ganz angst dabei geworden, denn gerade so hatte sie ihr seliger Mann angestarrt, als er das Zeitliche gesegnete und ihr den goldenen Hirsch hinterließ.

Sie beriet sich mit dem fetten Herrn, und auch der Mann mit dem Lederrücken gab seine Meinung preis. Die Wirtin behauptete, entweder sei er verliebt bis über die Ohren, oder man habe es ihm angetan. Sie belegte ihre Behauptung mit einer schrecklichen Geschichte von einem jungen Ritter, den sie gesehen, und der aus lauter Liebe am ganzen Leib erstarrt sei, bis er am Ende gestorben.

Der Zerlumpte war nicht dieser Meinung. Er glaubte, dem jungen Mann sei vielleicht ein Unglück geschehen, wie jetzt oft im Kriege vorkomme, und er sei deswegen in so tiefe Trauer versenkt. Der fette Herr blinzelte einigemal nach dem stummen Gast im Erker hinauf, und fragte dann mit sehr pfiffiger Miene, von welchem Gewächs und Jahrgang der Ritter trinke?

„Nun, ich hab' ihm Heppacher gegeben von 1480. Es ist das beste, was der goldene Hirsch hat."

„Da haben wir es!" rief der kluge Mann. „Ich kenn' den Heppacher Achtziger, den kann solch ein Junkerlein nicht führen, und der ist ihm zu Kopf gestiegen. Laßt ihn sitzen, laßt ihn immer sitzen, seinen schweren Kopf in der Hand, ich wette, ehe es acht schlägt, hat er ausgeschlafen und ist wieder so frisch wie der Fisch im Wasser."

Der Zerlumpte schüttelte den Kopf und sagte nichts dazu, die Wirtin aber belobte den gewohnten Scharfsinn des fetten Herrn und fand seine Vermutung am wahrscheinlichsten.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

* **Eine ägyptische Plage in Mexiko.** Der mexikanische Staat Coahuila wird seit einiger Zeit von einer Landplage heimgesucht, die eine Abart der aus der Bibel bekannten ägyptischen Plagen zu sein scheint. Tausende und Abertausende von großen — Raben sind über die fruchtbaren Maisfelder, die den Wohlstand des Landes ausmachen, hergefallen, so daß die Farmer sich ihrer nicht mehr erwehren können. Alle Maßnahmen zur Bekämpfung der gefräßigen Vögel haben sich als vollkommen nutzlos erwiesen. Mehr als ein Viertel der Ernte ist jetzt schon vollkommen vernichtet. Da die Bauern sich darüber klar sind, daß sie mit eigenen Mitteln der Feinde nicht Herr werden können, hat sich in ihrem Auftrage einer der am schwersten Betroffenen an das Landwirtschaftsministerium in Mexiko-Stadt gewandt. Seine Erwartung, hier Hilfe zu finden, wurde jedoch arg getäuscht; dem Ministerium scheint mehr am Wohlergehen der Raben als an dem seiner Farmer gelegen zu sein. Der Antragsteller erhielt auf seine Eingabe die Eröffnung, das Ministerium wolle die Angelegenheit zwar wohlwollend prüfen, müsse aber gleichzeitig darauf hinweisen, „daß eine Vertilgung der Raben als der heimischen Tierwelt schädlich kaum in Betracht käme." Nun können die Farmer von Coahuila auch den Rest ihrer Saaten von den gefräßigen Vögeln vernichten lassen; die Angelegenheit wird in Mexiko inzwischen „wohlwollend geprüft".

Rätsel-Ecke

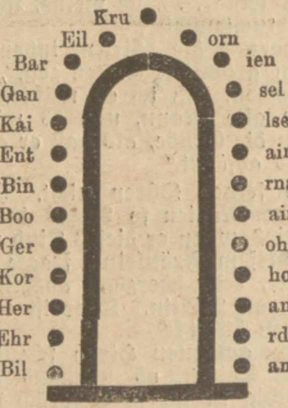
Zitaten-Rätsel.

Jedem der nachfolgenden 8 Zitate ist je ein Wort zu entnehmen. Bei richtiger Lösung ergeben diese 8 Worte im Zusammenhang gelesen, wiederum ein Zitat:

1. Die goldene Kette gib mir nicht,
   Die Kette gib den Rittern.
2. Es reden und träumen die Menschen viel
   Von besseren künftigen Tagen.
3. Noch ist die blühende, goldene Zeit,
   Noch sind die Tage der Rosen.
4. Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
   Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.
5. Es kann ja nicht immer so bleiben
   Hier unter dem wechselnden Mond.
6. Glücklich ist, wer vergißt,
   Was nicht mehr zu ändern ist.
7. Der Rose süßer Duft genügt,
   Man braucht sie nicht zu brechen.
8. Sie scheinen mir aus einem edlen Haus,
   Sie sehen stolz und unzufrieden aus.

*

Tor-Füll-Rätsel.



*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 261.

Scherzrätsel: „Wie heißt dieser Roman?"
„Im Rahmen der Gesellschaft." Übersetzung von Stern.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.